

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Vierter Brief aus Welschland
Autor: Widmer, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Märtyrer.

„Welch gräßliches Schicksal,“ wimmerte der Hemmschuh, als ihn der Fuhrmann unter das Rad legte, „ich unterliege!“

„O daß du oben lägest!“ knirschte das Rad. „Du unterliegst: so herrschest du!“

Das ersehnte Neue.

„Die dunkeln Ringe auf meinem

Rücken sind wie eine Kette, die mich im Gefängnis meines eigenen Kleides festhält!“ rief die Schlange pathetisch. „Ich sprengte sie, ich will aus mir heraus!“

Und unter Wehen streifte sie ihre alte Haut ab. Doch es kam eine andere zum Vorschein: ein wenig neuer, ein wenig glänzender, und die dunkeln Ringe ein wenig weiter...

Vierter Brief aus Welschland.

Mit einer Kunstbeilage.

Wer heute von Genf aus in irgend einen Erdenwinkel schreibt, kann nur von einem Thema handeln, von der Geburt des Völkerbundes und seiner Eintragung in das Bürgerbuch unserer Stadt und Republik. Von Rechtes wegen ist er durch alle seine Ahnen hier ureingefessen. Im Genfer Wappen sind die Zeichen zweier Mächte: der Adler weiland des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation und St. Peters Himmelschlüssel, Kaiser und Kirche, irdische und ewige Macht symbolisierend. Nun gibt es zwar ein Sprichwort, darnach es schwierig ist, auf zwei Schultern Wasser zu tragen oder, einfacher und unmittelbarer, zwei Herren zu dienen. Doch die Sprichwörter sind ein rotes Tuch, sie reizen zum Widerspruch... Und so kommt es öfters vor, daß da am besten zu leben und die Freiheit am billigsten ist, wo viele Herren sind; die sind zu sehr mit ihrem Rang und Recht und Zopf beschäftigt... Und so stieg zwischen den genannten Größen nach und nach die dritte auf, die die Zukunft für sich hatte, und in diesem Bürgertum rang sich Jahrhundert um Jahrhundert ein neuer Weltgedanke durch: Freiheit nach außen zuerst und darum Niederwerfung der bischöflichen, Ausschließung der landesherrlichen Gewalt; dann die Demokratie unter der Bevölkerung und die Reform in den Geistern; die Aufnahme der Vertriebenen, eine jener „allumarmenden Gebärden“, die unserm C. F. Meyer die Epoche ans Herz wachsen ließen; endlich das Weltbürgertum, der allgemeine Wissensdrang, die Humanität der Gründer des Roten Kreuzes. Es gibt noch eine Natürlichkeit des Geschehens, und wenn

das Chaos sich dagegen stemmte. Calvins Gedanke feiert eine schöne, vom bitteren Erdgeruch geläuterte Auferstehung: Alles ist prädestiniert, so Genf für den Völkerbund. All sein früherer Drang war das Werden dieser Weltidee.

* * *

Es würde wundervoll sein, wenn sich Genfs Geist, aller in einem durchstrahlen ließe... Welche Spannung, Hoffnung, Berechnung, Täuschung, ein Gewirr, daran gemessen der gordische Knoten ein Kinderpielzeug und Ammenmärchen wird! Mit Zeit und Weile wird sich dies bis aufs letzte, verborgenste Wetten und Wagen in Taten nieder schlagen, und es wird sich weisen, was ein jeder auf die Wand der Zukunft malte...

* * *

Neulich las ich Amiels Tagebuch durch. Im Lichte dieser Zeit ist es nichts anderes als ein Plaidoyer für den Völkerbund. Genf hat Amiel *) nicht geschätzt; aber er würde den Völkerbund eher in einer Pessimismuswooge haben untergehen lassen als zugeben wollen, daß er sich anderswo als in der Stadt niederlasse, „wo die Rhone den Leman verläßt und sich mit der Arve vereinigt“, wie wir es einst im Schülerjargon formulierten, rezitierten... Er sagt kein Wort in diesem Sinne, weil dieser Sinn der einzige ist. Ein herrlicher Schmerz, der diesen Gelehrten und Dichter quälte und aufschloß. Er nimmt ihn philosophisch, hält ihn philo-

*) Henri Frédéric Amiel, Professor der Aesthetik und Philosophie an der Universität Genf, Dichter, Uebersetzer, Kritiker. In einer Zeit politischer Spannung gelang ihm das heute noch lebendige Roulez tambours! Vgl. über Amiel „Die Schweiz“ XXI 1917, 27 ff. 102 ff.

sophisch bedingt, Ignorabimus, glaubt er, sei die Quelle seiner Qual. Es ist nicht so. Sein bitter-süßes Dasein, dieser fruchtbare fruchtlose Baum, was ist es anderes als das Los der Doppelgaben? Künstler, Denker, nach Laten langend und ins Schauen versunken, sehnsüchtig und einsiedlerisch, hingebend und verschlossen, so und solches war sein Schicksal. Ja, im Künstlerischen selber war er noch immer ein überreich Begnadeter. Oft heben seine Aufzeichnungen mit einem malerischen, malenden Bilde an, doch ein Gesumme von Insekten, ein Sang mischt sich darein, und die Einheit ist verflogen, die allein zum Werke führt.

So hat er denn nur eine Handvoll schmaler Schriften hinterlassen. Nach seinem Hingang aber (1881) hob sein Tagebuch ihn aus der Verlorenheit des Lebens. Es ward durch Edmond Scherer der Welt dargebracht, und ein mächtiges Weiten geschah in tausend Geistern, die Menschheit dehnte sich: da war ein kosmisches Denken, eine Allseele aufgetan. Mehr als in tausend frommen Sagen wird einem, so, wie man durch die Bände dringt, bewußt, was Weisheit und was Heiligkeit bedeuten, und jeder Verständnisem wird in dieser Luft und Nähe wachsen wie das Senfkorn des Testaments, und wenn es auch nur für die Dauer einer stillen Nacht des Ausblicks in die Herzen, an die Sterne wäre.

An mehr als einer Stelle fühlen wir, daß Amiel im Innersten unseres Gottfried Keller Herzens-Zeitgenosse war, sein unbekannter Seelenfreund und rechte Landsmann. Ihr Poetisches strömt aus genau demselben Quell.

Über ermannen wir uns und gedenken unserer Pflicht und unseres Zieles. Amiel traf sich in unserer Vorstellung mit dem Völkerbund, oder umgekehrt. Er sah ihn kommen, fast darf ich sagen, er hat ihn schon beschrieben und ihn an Genf gebunden. Mit einiger Freiheit ausgelegt, was sagen diese Worte, was sieht der Seher anderes als die vereinigten Völker unserer Erde, der da spricht:

(1. März 1881). Mit dem Journal *) habe ich eben einen Umblick getan auf die Angelegenheiten die-

*) Amiel meint das Journal de Genève.

ser Welt. Ein babylonischer Tumult. Doch ist es angenehm, in weniger als einer Stunde rund um die ganze Erde hin zu wandern und das gesamte Geschlecht der Menschen in Augenschein zu nehmen. Es weckt ein Gefühl der Allgegenwart. Im zwanzigsten Jahrhundert wird eine Zeitung aus acht bis zehn Tagesberichten sich zusammensetzen: Politik, Religion, Wissenschaft, Bücher, Kunst, Handel, Wetter, Militär, Volkswirtschaft, Gesellschaft, Recht, Finanzen, und es wird nurmehr aus zwei Teilen bestehen: Urbs et Orbis, Heimat und Welt. Der Drang nach Uebersicht und Uebersichtlichkeit, der Wille zur Vereinfachung wird die Graphik klären, zu Reihen und Gegenüberstellungen veranlassen. Zuletzt wird man, so leicht wie einem Kranken, der Erde und der Menschheit den Puls fühlen und wird den Atemzug des Alllebens handgreiflich fühlbar machen so gut, wie man das Gras des Feldes wachsen, die Sonnenflecken erbeben, die vulkanischen Krämpfe anheben hören wird. Was geschieht und handelt, wird man in Bewußtsein wandeln, und Mutter Erde wird ihrer selber gewahr werden. Dann wird sie sich all ihrer Unordnung, Häßlichkeit, Armut, all ihrer Laster schämen. Dann wird sie vielleicht einige entschiedene Resolutionen fassen, der Gerechtigkeit zur Steuer. Hat dann die Menschheit erst den Weisheitszahn, dann wird sie wohl auch in sich gehen, sich bessern und den Anteil des Bösen methodisch verringern. Der „Weltgeist“ wird vom Zustand des Triebes in den bewußter Sittlichkeit eintreten. Krieg, Haß, Eigennuß, Betrug, das Recht des Stärkern werden für Barbareien der alten Zeit gehalten werden, für Wachstumsleiden. Die zivilisierten Menschen werden ihre Ansprüche durch wahre, wirkliche Tugenden ersetzen. Die Menschen werden Brüder sein, die Völker Freunde, die Rassen werden einander wohlwollend gegenüberstehen, und aus der Liebe als Triebkraft wird man ebenso viele Früchte des Wettseifers, des Strebens, der Erfindergabe ziehen, wie sie vordem der rohe Anreiz des Vorteils gezeitigt hat. Wird dies Millennium einmal Wahrheit werden? Es ist Pflicht,

daran zu glauben (Journal intime II, 328—329, 6. Auflage).

Kann ich mir da ein Anderes vornehmen als hinzugehen und die Voraussetzungen, die „Vorbilder“ zu sammeln, die Amiel dem Weltbund gewidmet, in denen er sich ihn ahnend ausgemalt hat?

* * *

Es hieße Wasser in die Limmat und in alle andern Ströme tragen, sollte ich beweisen wollen, daß Rousseau auch einer dieser Vorführer, Vorführer des Weltbundes war. Er ist sogar sein Vater Nil, und manche andere Propheten erscheinen, an seiner lang verkannten Stattlichkeit gemessen, wie jene muntern Putten, die den Gott umschwirren... So der gewandte, geweckte, gewichtige Freiherr von Bonstetten, so der unermüdliche Wohlwoller Simonde de Sismondi, ja selbst der apollinisch helle Rodolphe Toepffer, dies Juwel der Einsicht ohne Runzeln, Falten, Trübung, der Liebling der Olympier, dem Drang zur Luft ward und dessen Lust mit überraschend neuem Klange unserem Drang entgegenklingt. (Von Toepffer muß ich einmal reden; ein Buch von ihm ist ein vergrabener Schatz; Schatz ohnehin, was er anrührte, wurde es).

Noch andere Baumeister am Völkerbund? Frau Necker von Saussure. Also eine Meisterin! Noch eine Frau, der ersten verwandt und sehr verpflichtet:

Frau von Staël. Andere: Menn! Einer noch: Ferdinand Hodler...

* * *

Doch will ich in den engen Gründen, die die „Schweiz“ mir läßt, keine Denkmäler weiden. Die Zeit der Siegesalleen ist für einmal vorbei, und selbst für Friedenshelden fehlt es an der Gunst der Stunde. Aber wahr ist es: Wenn einer, so war Hodler im neuen Genf eine Weltseele, ein Gemüt der Brüderlichkeit, der freudige Priester-Prediger harmonischer Menschenzeit. Halten wir den Anblick fest und lassen wir ihn seinem Augenblick zureifen, wachsen, wurzeln!

* * *

In der Flut der Zeitgedanken ist der vom Völkerbund einer der zuverlässigern. So viele andere sind Trug und Schaum, Gewinn der List, Triumph der Macht, Griff, Hieb, Stich und Schlag, was alles Vergeltung finden wird und muß, wenn die neuen Sklaven erst zum Verstand erwachen... Der Völkerbund ist hoch und ist erreichbar; er ist Sinn, und er hat Schwung; er fußt auf unserm Boden und umspannt die Welt. Es ist ein Glück, ein solches harmloses Mding uns aus der Nähe ansehen, es hüten und hegen zu dürfen. Nur Eines: Vergessen wir darüber unsere Sterne nicht!

Sonnen sind warme Nachbarn, sind verzehrend warm...

Zum 29. April 1919.

Dr. Johannes Widmer, Genf.

Die Frau zwischen zwei Zeitaltern.

Nachdr. verboten.

Motto: Was die Frau im Durchschnitt als Gesellschaftswesen wert ist, darüber kann man erst reden, wenn sie sich einmal ungehindert mehrere Generationen hindurch nach ihren innern Gesetzen entwickelt hat — wenn sie endlich als ein Gestirn erscheint, das sich um seine eigene Achse dreht.

Isolde Kurz.

Die Weltgeschichte weiß wenig von den Frauen zu berichten. Still durchwanderten sie bis heute die Jahrhunderte, den Mann in seinen Werken unterstützend, ohne auf freie, selbständige Leistungen und auf eigenen Wert Anspruch zu erheben. Wenige einzelne ragten aus der unbekanntem Menge hervor, wenig Namen von führenden und bedeutenden Frauen hat uns der Ge-

sichtschreiber überliefert. Natur und Schicksal bannten das Weib in den engen Bezirk von Haus und Heim, hier war ihr wenig beachtetes Wirkungsfeld. Welche Fähigkeiten ihr neben den häuslichen und mütterlichen Anlagen beschieden waren, wußte man kaum. Der Mann war der Künstler, der Gelehrte, der Staatsmann. Auf allen Lebensgebieten trat er als die schöpferische Persönlichkeit auf, die Frau war die Nehmende, die Geleitete und Beschirmte, auch etwa die Mißbrauchte, der zweite Mensch.

Allein zu gewissen Zeiten, da ging es wie ein Erwachen durch das Frauengeschlecht. Da blühten Talente auf, die das